

Das Andenken.

Gummoselle von Ernst Schubert.

Frau von Arnow hatte sich im Theater vorzüglich erhalten. Die neue Operette war reich an gefälligen Melodien, und wenn auch die Fabel ein wenig fabelhaft erschien, so wurde die junge Frau darüber getrübt durch die amüsanten Plaudereien des Barons Alfred von Werben, der hinter ihr in der Loge sitzend, sich eifrig bemühte, für die Schwächen des Librettos mit seinen eigenen Scherzen Ersatz zu bieten und zugleich seiner schönen Nachbarin ein wenig den Hof zu machen.

Vertba von Arnow hatte zu allem dem nur gelacht. Ihrem Gatten, einem nicht mehr jungen und etwas heizigen, aber vorzüglichem Manne, von Herzen zugestanden, dachte sie gar nicht daran, ihrem stämmigen Aelterer auch nur die geringste Gunst zu bezeugen, doch schmeichelten seine Huldigungen ihrer Eitelkeit, und außerdem meinte sie bei sich, könnte es ihrem Herrn Gemahl nichts schaden, wenn er einmal aus seinem stier beleidigten Phlegma aufgedeckt würde. Hatte er doch heute Abend wieder, obwohl er feierlich versprochen, sich spätestens zum zweiten Male einzufinden, über Büchsen und Keitungen das Theater mitkammt seiner Frau vergessen! Dafür verdiente er sicherlich Strafe, aber ihrem „Alten“, wie sie den Gatten scherzhaft zu nennen pflegte, einen wirklichen Grund zur Eifersucht zu geben, das fiel ihr nicht im Traume ein, und so hatte sie denn auch jetzt, als Baron Alfred von einem „Andenken“ sprach und nicht abel Lust zu haben schien, sich des Fäders der jungen Frau zu bemächtigen, keine andere Antwort, als daß sie ihm mit den zierlichen Ebenholzstäben einen deren Schlag auf die Hand gab: „Da haben Sie Ihr Andenken!“

Das geschah in demselben Moment, da er auf der Bühne der Schlußchor der Operette angestimmt wurde, und gleich darauf tauchte die erkrankte Dame, die Begleitung des verbliebenen Barons kurz und bestimmt ablehnend, zur Loge hinaus. Im Korridor stürzte ihr, ganz außer Athem, der pflichtergerne Gemahl entgegen, sich wegen seiner Persönlichkeit in tausend Entschuldigungen erging, die er noch fortsetzte, als der Wagen das Laar der Wohnung zuführte. Sie hätte kaum darauf, denn ihre Gedanken wollten noch bei dem dreifachen Aelterer, der sie heute durch seine Keckheit endlich verletzt hatte.

„Der gute Baron wird zu aufbringlich!“ sagte sie bei sich; „ich werde ihn nicht mehr empfangen.“ Was aber sind Entschlüsse, besonders im beweglichen Frauenemulge? Bereits am anderen Morgen wurde Vertba von Arnow ihrer Abicht untreu, und zwar aus folgendem Grunde. Verdrüßlich, wie sie war, hatte sie am Abend, Kopf schmerz vorliegend, sich bald in ihre Zimmer zurückgezogen und begann sich ihres kostbaren Schmuckes zu entledigen. Hierbei nun machte sie die höchst fatale Entdeckung, daß ihr Armband verschwunden war, gerade das zierliche, geschmackvolle Armband, das ihr Gemahl ihr zu ihrem letzten Geburtstag verehrt. Unter strengem Beschle, dem Hausherrn unterweilen heroon nichts mitzutheilen, ließ sie sofort die Equipage durchsuchen, ohne daß jedoch das Kleinod zur Stelle geschafft wurde, und auch der Diener, den sie in aller Frühe des anderen Tages nach dem Theater schickte, kam mit dem Beschle zurück, weder in Loge Nummer Drei, noch überhaupt im ganzen Hause sei ein Armband gefunden worden.

Welch ein trostloser Vormittag! Vergeblich bemüht, über der Letztere des neuesten Romanes den herben Verlust in den Hintergrund zu drängen, — immer wieder schlangelte sich durch die Feilen des Buches der schlankste Reif mit seinen glitzernden Rubinen und Smaragden. Schier dem Weinen nahe, ruhte die junge Frau auf ihrer Kaufeise, als ihr plötzlich Baron von Werben, der seine Aufmerksamkeit zu machen wünschte, gemeldet wurde. Schon wollte sie den Lästigen abweisen lassen, da kam ihr der Gedanke, daß derselbe vielleicht etwas von dem Armband wissen oder es gar gefunden habe, — und lebhaft befohl sie, den Besucher hereinzuführen.

„Sie haben mein Armband gefunden?“ rief sie ihm entgegen, noch ehe er ein Wort der Begrüßung vordringen konnte. Einen Augenblick stauete der junge Mann in köstlicher Verlegenheit, aber gleich darauf erwiderte er mit dem schmachtendsten Tone seiner Stimme: „Ich war so glücklich, meine Gnädigste!“ „Schnell, geben Sie es mir wieder!“ „Ich habe so große Sorge darum angestanden!“

„Wiehergeben? Nicht also, schönste Frau! Nie wieder soll mich dieses Kleinod verlassen, so mir der Zufall, — nein, die Göttin der Liebe selbst ausgeliefert!“ „Mein Herr...“ „Erinnern Sie sich nicht, gnädige Frau? Da haben Sie Ihr Andenken!“

lauteten Ihre Worte, und der Schlag, der so hart meine Hand traf, — hier, sehen Sie die rote Marke! — Ist sie gleich die goldene Fessle, die Ihren zarten Arm umschloß... Nun hab' ich mein Andenken.“

„Herr Baron,“ entgegnete Vertba von Arnow ernst, „ich muß sehr bitten!“ Erstens habe ich an Sie keine Andenken zu verschicken, zweitens würde ich dazu nicht Gegenstände wählen, die ich selbst als Angebinde erhalten habe.“

„Ich weiß es, meine Gnädigste, und darum jenseit die Gottheit, deren Huld mir gewährte, was Ihre Grausamkeit mir so hartnäckig verweigerte.“

„Herr Baron, ich befehle Ihnen, mir augenblicklich mein Eigentum zurückzugeben!“

„Es ist nicht mehr Ihr Eigentum, sondern das meinige. Niemals werde ich mich wieder von ihm trennen, — und selbst mit meinem Blute will ich es verteidigen!“

Kornig stampfte Frau von Arnow mit dem Fuße auf, zugleich aber ließ sich aus dem Nebengemache ein Schritt hören, den sie nur zu gut kannte, — es war ihr Gemahl. „Mit meinem Blute,“ hatte der freche Mensch gesagt, — sollte sie um das verunschätzte Armband noch ihren Gatten ernstlicher Gefahr aussetzen? Mit gewaltiger Anstrengung bezwang sie sich, und als Gustav von Arnow in's Zimmer trat, fand er seine Gattin vor dem Käfig ihres Papageien stehen, dem munteren Büchsen ein Stückchen Zucker reichend, während Baron Alfred in wohlgelegten Worten den Melodienreichtum der gestrigen Operette pries.

Die junge Frau antwortete etwas einseitig und zeigte sich auch, nachdem der Hausfreund unter erblosem Wortschwall Abschied genommen, recht schweigsam, aber das Schob der brave Schwamm auf den Verlust des Armbandes, von welchem er nun doch durch die Dienerschaft Kenntnis erhalten.

„Trüfte Dich, mein Viehchen,“ sagte er. „Wir werden die Sache der Polizei anzeigen, und wenn das auch nichts hilft, nun, dann kaufe ich Dir ein neues Spielzeug.“

„Nein, nein!“ rief ängstlich seine Gattin, „nicht der Polizei! Vielleicht... vielleicht habe ich es nur verlegt und finde es wieder.“

„Verlegt? Ich denke, Du hättest es gestern angehen?“

„Vielleicht irre ich mich doch... Ich werde eine genaue Umfchau halten.“

Die arme, kleine Frau, was sollte sie thun? Dem Gatten den Vorgang berichten? Aber mußte er dann nicht glauben, daß ein Mann, der sich solche Dreistigkeit gegenüber einer Dame erlauben konnte, von dieser ein Recht dazu erhalten könnte? Oder sollte sie den Baron im Besitze des Kleinodes lassen? Aber welchen Mißbrauch konnte der abscheuliche Mensch damit treiben! War es nicht möglich, daß er, das Armband als Trophäe aufweisend, sich einer Gunst rühmte, von der ihm niemals ein Schätten zu Theil geworden? Nein, nein, so würde das Uebel sich noch schlimmer gestalten... Aber, selbst mit seinem Blute würde er das „Andenken“ verteidigen, hatte der Baron gesagt, — und diesem Rudlosen, der vor nichts zurückschreckte, sollte sich ihr guter, harmloser Gemahl entgegenstellen?...

Und so fiel sie denn nach ein paar Tagen, als Arnow sich gelegentlich erkundigte, ob sich das Armband wiedergefunden habe, schluchzend dem erkrankten Gatten um den Hals und beklagte unter vielen Thränen, was sie befand. Zuerst machte Arnow ein sehr ernstes Gesicht, aber bald hellte sich seine Miene wieder auf, und als die Beichte beendet war, ließ er sogar ein leichtes Lachen hören.

„Du lächst!“ rief die junge Frau und starrte ihm entsetzt in's Gesicht. „Du lächst, und ich sterbe vor Angst! Mit meinem Blute will er...“

„Gernach, Viehchen, gemacht!“ erwiderte gelassen Arnow. „Ich habe keine Lust, mich mit dem Bindbeutel ernstlich zu beschäftigen, obwohl ihm eine kleine Letztion nicht schaden könnte. Ruhige Leute, wie ich, müßt Du wissen, haben eine festere Hand, als so ein Faselhans. Aber Du sollst Dein Armband wieder bekommen ohne ein Tröpfchen Blut. Was indessen Dein Komödientenspiel betrifft, nun, ich glaube, die Qual der letzten Tage hat Dich genug bestrahlt. Aber nicht wahr, Du versuchst nicht wieder, mich eifersüchtig zu machen?“

Eine häßliche Umarmung war die Belohnung des guten Mannes.

Auch Baron Alfred von Werben hatte die letzten Tage nicht ohne geheime Sorge verlebt. Jene Art von Raub, die ihm erfüllt, als er seinen letzten Streich ausgeführt, war verfliegen, und statt dessen hatte sich ein recht unbehagliches Gefühl eingestellt. Möglich, daß eine Mittheilung, die er im Club gehört, daß nämlich Gustav von Arnow in seinen jüngeren Jahren ein vorzüglicher Bissolenzspieler gewesen sei und einmal sogar auf trumme Sätteln selber eingebrocht und mußte es nun auch auserkennen.

So war er denn eines Morgens zwar nichts weniger denn angenehm berührt, aber auch durchaus nicht überrascht, als ihm Herr Gustav von Arnow gemeldet wurde.

„Meine Frau,“ begann der Besucher nach den üblichen Höflichkeitsbezeugungen, hat mir da ein Histörchen erzählt von ihrem Armband.“

„Und Sie kommen Redenshaft von mir zu fordern. Ich stehe zu Ihrer Disposition, mein Herr.“

„Ich komme, um das Armband zu fordern, Herr Baron! Wie ich annehmen muß, hat meine Frau vergessen, Sie von dem Verthe des Schmuckes in Kenntnis zu setzen. Bei allem Respekt vor der Freundschaft, aber Sie werden zugeben, daß man Gegenstände, die volle 1500 Mark gekostet haben, nicht als Andenken verschickt. Den Preis muß ich schon am Besten wissen, da ich selber das Ding gekauft, übrigens gar nicht zu theuer, denn es sind sehr schöne, kleine Steine daran. Um ein Andenken sollen Sie indessen nicht kommen, Herr Baron! Hier hab' ich Ihnen als Ersatz ein Paar Sachen mitgebracht, die sich vorzüglich dazu eignen: Ein Blumenbouquet, recht hübsch getrocknet, nicht wahr? Ein Fächer, die Eisenbeschläge ist nur wenig lädirt. Ein Handtuch; daß der Daumen fehlt, wird Ihnen nichts machen, den trag ich, wie Sie sehen, hier an einem schmalen Finger. So, nun haben Sie die Auswahl, aber erst das Armband, wenn ich bitten darf: Ah! da ist es schon! Nicht im Geringsten beschädigt, wie ich feierlich konstatiere. Wie? Ihnen wird die Wahl schwer zwischen den neuen Schätzchen? Nun, überlegen Sie sich's, aber, nach besser, behalten Sie alle drei! Adieu mon cher, adieu. Meine Frau hält mit dem Wagen vor der Thür.“

In halber Erstarrung blieb Baron Alfred, der sich vergebens bemüht hatte, den Redestrom seines Besuchers zu unterbrechen, zurück. Nach einer Weile sich aufrichtend, warf er einen wilden Blick nach der Thür, als wollte er dem Aelteren nachspüren; aber er bezwang sich und schritt einige Male heftig im Zimmer auf und ab. Da fiel sein Blick auf die drei „Andenken“, und mit einem grüßlichen Fluche warf er sie in das lodrende Kammerfeuer, erst die vertrockneten Blumen, dann den zerbrochenen Fächer, schließlich den verflüchtigten Handtuch.

Zu derselben Zeit, da der Raub dieses Autodafes gen Himmel stieg, fuhr eine elegante Equipage, worin eine junge Frau und ein behäbiger Herr, durch die von der Winterfonne bestrahlte Siegesallee. Es mußte eine sehr lustige Geschichte sein, welche der Herr seiner schönen Nachbarin erzählte, denn dieselbe ließ aus ihren rosigen Lippen auf einmal ein so helles Lachen erschallen, daß eine Schaar Späher, welche sich friedlich auf dem vereinsamten Wege sonnte, erschrocken in das laute Geräusch des Thiergartens floh.

Diese unwürdigen Verhältnisse schienen den nach fremden Ländern flüchtenden Imperator an der Seine förmlich zur Emigration aufzufordern, zumal da nicht nur der Friedensfürst und seine Anhänger um seine Gunst buhlten, sondern auch der Kronprinz sich in seinen Stuhlsüchtete. Im Februar 1808 wurde Murat angewiesen, sich als Napoleon's Generalstatthalter nach Spanien zu begeben, Karl IV. dante ab und sein Sohn wurde als Ferdinand VII. inmitten eines allgemeinen Freundentums zum Könige ausgerufen. Das war aber nicht Napoleon's Meinung gewesen: Murat besetzte Madrid, ohne den neuen König anzuerkennen, und dann führte der verschlagene Korke selbst in Bayonne jenes Gaukel- und Intriguenpiel auf, das selbst in seiner Geschichte nicht seines Gleichen hat. Er betrug den Sohn wie den Vater um den Thron, worüber es in Madrid zu einem Volksaufstand und blutigen Straßenkämpfen kam, die erst ihr Ende fanden, nachdem der Oberkommandant die Puerta del Sol mit mehreren Regimentern besetzt und ein karthagisches und Gewehrfeuer eröffnen ließ, das mehr als tausend Bürger niederjammerte.

Die Ruhe des Grabes herrschte in den Straßen von Madrid am 3. Mai, als Murat in das königliche Schloß überfiedelte, im Stillen hoffend, daß er berufen sei, der Nachfolger Ferdinands VII. zu werden, während Napoleon bereits entschlossen war, seinen Bruder Joseph zum König von Spanien zu machen.

Der 1764 unter Karl III. vollendete Palacio real in Madrid, dessen Bau gegen achtzig Millionen verschlungen haben soll, ist groß, aber nicht großartig. Die vier fast gleichen Höfe, deren ungeheure Flächen von Fenstern durchbrochen sind, haben eine erhabene Einförmigkeit, und auch im Innern enthalten die unaufhörlichen Reihen von Prachtgemächern doch wenig Sehenswerthes. In einem der prachtvollsten Räume saß Joachim Murat, der Gastwirthschaftsbesitzer bei Cahors, jetzt Großherzog, kaiserlicher Prinz und Generalstatthalter, an einem Schreibtische, um eine Depesche für seinen kaiserlichen Schwager abzufassen.

Er meldete ihm darin, daß die Empörung niedergeschlagen sei, daß auch der letzte noch in der Hauptstadt befindliche Bourbon, der Infant Don Antonio, jetzt seinen Abschied als Präsident der Regierungsjunta genommen habe und außer Landes gegangen sei, und daß er — Murat — an seine Stelle als Vorkämpfer der Junta und Statthalter des Königs Karl IV. getreten sei.

Der kühne Reitergeneral, der phantastische Held, welcher nach dem Ausbruch eines Geschichtsschreibers etwas von Feldherrngenie mit der Erscheinung eines großartigen Kunstreiters in sich vereinigte, war heute, obgleich er die Aufgaben, welche Napoleon ihm gestellt, glänzend gelöst hatte, erschöpft über Laune. War vielleicht von Bayonne her aus der Umgebung des Kaisers etwas von dessen Plänen bezüglich der Besetzung des spanischen Thrones zu dem ehrgierigen Gatten Karoline Bonaparte's gebrungen?

Blühlich hätte er zu schreiben auf und rief: „Kapitän Dupin!“ Als Niemand antwortete, schaute er sich mit gerunzelter Stirn um, überflog die Gruppe von Offizieren, die seiner Befehle harrend im Gemach standen, mit den Augen und fragte dann: „Was, ist der Kapitän nicht hier?“

Sofort stürzten mehrere seiner Kameraden hinaus, um den Vermissten zu suchen, und etwa fünf Minuten darauf trat der Kapitän, ein Mann von etwa dreißig Jahren und eine recht militärische stattliche Erscheinung ein.

Murat empfing ihn höchst ungnädig, obwohl Dupin bisher stets sein Liebling gewesen war.

„Wo stecken Sie denn, Kapitän?“ herrschte er seinen Adjutanten an. Der Offizier befand sich in stichtlicher Verwirrung, während er entgegnete: „Ich war im Palais, mein Fürst.“

„Das ist nicht genügend. Sie sollen hier, bei mir sein. Aber schon seit einiger Zeit finde ich Sie durchaus zu Ihren Ungunsten verändert. Sie sind unzuverlässig, zerstreut, gar nicht mehr der alte, was heißt dahinter?“

„Verzeihung, kaiserliche Hoheit, — es sind Familienangelegenheiten, die mich beunruhigen.“

„Diese Familienangelegenheiten scheinen oben unter dem Dach des Palastes ihren Sitz zu haben, denn man hat Sie mehrfach dort in den Korridoren gefunden. Ich liebe jedoch keine Geheimnisse, Kapitän, verzeihen Sie mich?“

Der Offizier wurde abwechselnd roth und blaß; so streng hatte Murat noch nie zu ihm gesprochen, und um in dem Gemüthe seines Oberhebers nicht irgend welchen schlimmen Argwohn aufkommen zu lassen, entschloß er sich zu einem Gehändnis.

„Ich habe mein Kind — mein vierjähriges Kind bei mir,“ flüsterete er.

Der Fürst fuhr unwillig auf. „Ein Kind in diesem Alter! Was soll das hier, wo jeden Augenblick neue Aufstände losbrechen können?“

„Ich werde das Kind zurückschicken, wenn es sein muß,“ murmelte der Adjutant niedergebesselt.

„Nein, das geht in diesen Zeiten auch nicht; lassen Sie es also nur, wo es ist. Aber daß es mir niemals vor die Augen kommt, hören Sie wohl? Und daß vor allen Dingen seine Auswesenheit niemals wieder Veranlassung wird, daß Sie Ihre Pflicht vernachlässigen. Das wäre schön, und wohin sollte es mit der Disziplin kommen, wenn jeder von uns seine ganze Nachkommenschaft mit ins Feld schleppen wollte!“

ganz entzückt von dem Kleinen, er setzte ihn auf seinen Schooß, liebte ihn und sagte endlich: „Nun, wasche nur noch tüchtig, dann sollst Du später auch mein Adjutant werden und mit mir in's Feld ziehen.“

„Ah ja, Prinz Fanfarinet, das wäre schön!“ antwortete der zufällige Adjutant lebhaft.

Murats Jäger überflog eine helle Röhre. „Prinz Fanfarinet, was bedeutet das?“ Er war sehr argwöhnisch und glaubte, durch diesen Zufall vielleicht einen ihm von seinen Feinden und Neidern beigelegten Spitznamen entdeckt zu haben.

„Warum nanntest Du mich Prinz Fanfarinet?“ forschte er.

„So heißt ja der Prinz in dem schönen Märchenbuche, welches mir die Großmama geschenkt hat. Es sind auch Bilder darin; er ist immer der Allerhöchste und sieht gerade aus wie Du!“

„Ei, ei, das ist ja sehr schmeichelhaft für mich, nun mußt Du mir aber auch sagen, wie Du heißt?“

„Aurora.“

„Prinzessin Aurora? Das ist auch wohl ein Märchenname, denn so heißt doch kein kleiner Junge!“

„Aber ich bin ja auch kein Junge — ich bin ein verkleidetes Mädchen, frage nur Mama!“

Trotz aller verzweifelten Winke des Papas, der seinem Gebieter gar nicht mit einem Mädchen vor die Augen zu kommen gewagt hatte, war das Geheimniß also verrathen, was Murat aber ungemainen Spaß zu machen schien. Er konnte gar nicht müde werden, mit der Königin zu scherzen und ihr zuzuhören, wie sie ihm in der drohlichen Weise alle ihre Reizebenteuer erzählte. So z. B. wie sie und die Rama in dem großen Saal, einmal in den Pyrenäen einem Varen begegnet seien und dann der stichtenden Königin, wie in einer Herberge der Wirth und die Wirthin bei Nacht ein Schwein geschlachtet, während die Rama gefürchtet habe, man ermorde einen Menschen, und dergleichen mehr.

Lächelnd wandte sich Murat dann an den Kapitän, indem er äußerst gnädig sagte: „Ich hoffe, Sie werden mich nun auch Ihrer Frau vorstellen. Das hier ist ein reizendes kleines Geschöpf; sie besitzt wirklich schon Geist und erzählt mit einer Lebhaftigkeit und einer Phantasie, die Ihr Alter ganz erstaunlich ist. Es thut mir leid, daß mir in der jetzt zufälligen Abwesenheit, der gewiss seinen Prinzen Fanfarinet mutig überdauern gelobt sein würde, aber es sollte mich gar nicht wundern, wenn Frankreich sich dessen in ihr eines Tages eine zweite Frau v. Stael erbiete.“

Aurora Dupin, später Madame Dubouché, ist wohl noch mehr geworden, seit G. Regnal hinzu, dem wir diesen Bericht verdanken, — denn sie ist keine Andere, als George Sand, Frankreich's große Dichterin.

Ihr Vater brachte es bis zum Obersten und kam dann durch einen Sturz vom Pferde um's Leben; Murat wurde am 13. Oktober 1815 im Schloß Bizot erschossen, nachdem das Kriegsgesicht den Erbprinzen von Neapel als Usurpator zum Tode verurtheilt hatte.

Die Schloßherrin von Nochant aber erzählte noch in späteren Jahren, Abends am Kaminfeuer sitzend, ihren Freunden gern die Geschichte vom Prinzen Fanfarinet.

Ein echter Gourmand. Einer der leidenschaftlichsten Liebhaber des Spargels war wohl Fontenelle, der als fruchtbarer Schriftsteller bekannte Reste Coureilles. Fontenelle, der 1737 als hundertjähriger Mann starb, schrieb sein hohes Alter geradezu der grüßlichen Spargelkultur zu, die er alle Frühjahre durchzuführen habe. Nicht minder gern aß nun das allen Feinschmeckern so hochwillkommene Gemüse bei mit Fontenelle befreundete Kardinal- Erzbischof Dubois, und die beiden hätten ihrer Lust wohl gemeinschaftlich fröhnen können, wenn dem nicht hindernd entgegen gestanden hätte, daß Fontenelle seinen Spargel in Essig und Del, Dubois aber mit weißer Sauce zu essen liebte.

der Franzosen, und ein hochgestellter Seingelast wollte behaupten, daß der Deutsche und zumal der Preuze im Vergleich zu anderen Nationen auf seinen Witz eben nicht stolz sein könne.

„Mit Verlaub,“ nahm General v. Bettow laut das Wort, „dieser Ansicht möchte ich widersprechen. Durchlaucht, ich allein kenne drei preussische Witze, die wohl kein Aelterer so leicht nachmachen kann.“

„Nennen!“ befohl der König in seiner kurzen Besse.

„Wohl, Eure Majestät,“ sah Bettow fort, „der erste heißt Mollwitz, wo König Friedrich den ersten Sieg gewann, der zweite Bunzelwitz, wo wir die Russen schlugen, und der dritte — seine Hand mußte auf einen ehrwürdigen Greis am Ende der Tafel — das ist unser Britt- witz, der seinem königlichen Herrn die Ruinerdoff das Leben rettete.“

„Aber ich weiß,“ rief der König, „dieser Witz ist nicht unser, sondern der Franzosen, und ein hochgestellter Seingelast wollte behaupten, daß der Deutsche und zumal der Preuze im Vergleich zu anderen Nationen auf seinen Witz eben nicht stolz sein könne.“

„Mit Verlaub,“ nahm General v. Bettow laut das Wort, „dieser Ansicht möchte ich widersprechen. Durchlaucht, ich allein kenne drei preussische Witze, die wohl kein Aelterer so leicht nachmachen kann.“

„Nennen!“ befohl der König in seiner kurzen Besse.

„Wohl, Eure Majestät,“ sah Bettow fort, „der erste heißt Mollwitz, wo König Friedrich den ersten Sieg gewann, der zweite Bunzelwitz, wo wir die Russen schlugen, und der dritte — seine Hand mußte auf einen ehrwürdigen Greis am Ende der Tafel — das ist unser Britt- witz, der seinem königlichen Herrn die Ruinerdoff das Leben rettete.“

„Aber ich weiß,“ rief der König, „dieser Witz ist nicht unser, sondern der Franzosen, und ein hochgestellter Seingelast wollte behaupten, daß der Deutsche und zumal der Preuze im Vergleich zu anderen Nationen auf seinen Witz eben nicht stolz sein könne.“

„Mit Verlaub,“ nahm General v. Bettow laut das Wort, „dieser Ansicht möchte ich widersprechen. Durchlaucht, ich allein kenne drei preussische Witze, die wohl kein Aelterer so leicht nachmachen kann.“

„Nennen!“ befohl der König in seiner kurzen Besse.

„Wohl, Eure Majestät,“ sah Bettow fort, „der erste heißt Mollwitz, wo König Friedrich den ersten Sieg gewann, der zweite Bunzelwitz, wo wir die Russen schlugen, und der dritte — seine Hand mußte auf einen ehrwürdigen Greis am Ende der Tafel — das ist unser Britt- witz, der seinem königlichen Herrn die Ruinerdoff das Leben rettete.“

„Aber ich weiß,“ rief der König, „dieser Witz ist nicht unser, sondern der Franzosen, und ein hochgestellter Seingelast wollte behaupten, daß der Deutsche und zumal der Preuze im Vergleich zu anderen Nationen auf seinen Witz eben nicht stolz sein könne.“

„Mit Verlaub,“ nahm General v. Bettow laut das Wort, „dieser Ansicht möchte ich widersprechen. Durchlaucht, ich allein kenne drei preussische Witze, die wohl kein Aelterer so leicht nachmachen kann.“

Prinz Fanfarinet.

Aus der Jugend einer berühmten Dichterin von Ernst Montanus.

Am 13. November 1807 hatte der Kaiser „Moniteur“ der Welt verkündet: „Das Haus Braganza hat ausgedöhrt zu regieren,“ allein dieser Fall der in Portugal regierenden Dynastie und die Verhöhnung des Landes durch die Schaaren Napoleons unter Marschall Junot sollten nur das Vorspiel zu einem politischen militärischen Drama in Spanien bilden, das mit einer ähnlichen Katastrophe für das bourbonische Königshaus in Madrid endigte.

Die Zustände an diesem Hofe waren derartig, daß man sich in die Zeiten der größten Verworfenheit der römischen und byzantinischen Kaisergeschichte zurückverzetteln konnte: ein schwachsinziger Monarch, den eine sittenlose Gemahlin im Bunde mit ihrem lasterhaftesten Günstling, dem berüchtigten „Friedensfürsten“ Godoy, vollständig beherrschte, und ein Kronprinz von zwar feinerem und verschlossenen Charakter, den aber die Menge aus daß gegen das Günstlingsregiment mit Sympathien überhäufte, während die eigene Mutter ihn haßte und mit allen Mitteln dem Throne fern zu halten suchte.

Diese unwürdigen Verhältnisse schienen den nach fremden Ländern flüchtenden Imperator an der Seine förmlich zur Emigration aufzufordern, zumal da nicht nur der Friedensfürst und seine Anhänger um seine Gunst buhlten, sondern auch der Kronprinz sich in seinen Stuhlsüchtete. Im Februar 1808 wurde Murat angewiesen, sich als Napoleon's Generalstatthalter nach Spanien zu begeben, Karl IV. dante ab und sein Sohn wurde als Ferdinand VII. inmitten eines allgemeinen Freundentums zum Könige ausgerufen. Das war aber nicht Napoleon's Meinung gewesen: Murat besetzte Madrid, ohne den neuen König anzuerkennen, und dann führte der verschlagene Korke selbst in Bayonne jenes Gaukel- und Intriguenpiel auf, das selbst in seiner Geschichte nicht seines Gleichen hat. Er betrug den Sohn wie den Vater um den Thron, worüber es in Madrid zu einem Volksaufstand und blutigen Straßenkämpfen kam, die erst ihr Ende fanden, nachdem der Oberkommandant die Puerta del Sol mit mehreren Regimentern besetzt und ein karthagisches und Gewehrfeuer eröffnen ließ, das mehr als tausend Bürger niederjammerte.

Die Ruhe des Grabes herrschte in den Straßen von Madrid am 3. Mai, als Murat in das königliche Schloß überfiedelte, im Stillen hoffend, daß er berufen sei, der Nachfolger Ferdinands VII. zu werden, während Napoleon bereits entschlossen war, seinen Bruder Joseph zum König von Spanien zu machen.

Der 1764 unter Karl III. vollendete Palacio real in Madrid, dessen Bau gegen achtzig Millionen verschlungen haben soll, ist groß, aber nicht großartig. Die vier fast gleichen Höfe, deren ungeheure Flächen von Fenstern durchbrochen sind, haben eine erhabene Einförmigkeit, und auch im Innern enthalten die unaufhörlichen Reihen von Prachtgemächern doch wenig Sehenswerthes. In einem der prachtvollsten Räume saß Joachim Murat, der Gastwirthschaftsbesitzer bei Cahors, jetzt Großherzog, kaiserlicher Prinz und Generalstatthalter, an einem Schreibtische, um eine Depesche für seinen kaiserlichen Schwager abzufassen.

Ein echter Gourmand.

Einer der leidenschaftlichsten Liebhaber des Spargels war wohl Fontenelle, der als fruchtbarer Schriftsteller bekannte Reste Coureilles. Fontenelle, der 1737 als hundertjähriger Mann starb, schrieb sein hohes Alter geradezu der grüßlichen Spargelkultur zu, die er alle Frühjahre durchzuführen habe. Nicht minder gern aß nun das allen Feinschmeckern so hochwillkommene Gemüse bei mit Fontenelle befreundete Kardinal- Erzbischof Dubois, und die beiden hätten ihrer Lust wohl gemeinschaftlich fröhnen können, wenn dem nicht hindernd entgegen gestanden hätte, daß Fontenelle seinen Spargel in Essig und Del, Dubois aber mit weißer Sauce zu essen liebte.

Eines Tages im Frühjahre hatte die Schriftstellerin Madame de Lencin (Mutter v. Alenbert's) die beiden Freunde zu Tisch geladen. Es gab den ersten Spargel, und da die Dame den Geschmack der Herren kannte, so hatte sie dem Koch Jean den Befehl gegeben, von dem Spargel die eine Hälfte mit Essig und Del, die andere mit weißer Sauce zuzubereiten.

Fontenelle hatte sich zuerst zum Essen eingefunden und hatte auch bereits erfaßten, wie es bezüglich der Hauptsache, des Spargels, gehalten werden sollte. Man wartete nur noch auf den Kardinal. Statt seiner aber kam plötzlich die Nachricht, daß der Kardinal einen Schlaganfall bekommen habe und todt sei.

„Toht!“ rief alles voll Schrecken.

„Toht!“ rief auch Fontenelle; dann sagte er bei: „Ist es aber auch wahr?“ „Weil kann kein Zweifel darüber bestehen,“ erwiderte der Ueberbringer der Nachricht. „Dann kann er also auch nicht zum Essen kommen?“ „Natürlich nicht,“ war die Antwort.

Da machte Fontenelle einen Satz an die Thür, rief sie auf und schrie, so laut er konnte, nach der Küche hin: „Jean, bringe mir einen Spargel mit Essig und Del!“ Und wirklich, der Gegenbefehl kam noch rechtzeitig.

Preussische Witze.

Der General v. Bettow, einer der alten Krieger des großen Friedrich, der seinen königlichen Herrn überlebte, bestand sich an der Tafel des Nachfolgers desselben, Friedrich Wilhelm II. Die Rede kam auf den leichsinnigsten Witz

Mac Mahon's geographische Reminiscen.

„Ich habe vielfach Gelegenheit gehabt,“ schreibt ein Freund an den Redakteur der „Welt“, „während der letzten 10 oder 12 Jahre mit Marschall Mac Mahon zu verkehren. Obgleich nicht ohne Intelligenz und Humor, war er doch in Bezug auf einige Dinge schlecht unterrichtet. — Als Hofeold von Neu-Caledonien entwich und seinen Weg nach Melbourne oder Sidney machte, sagte der Marschall, der damals Präsident der Republik war, zu einem seiner Minister: das ist schlimm. Wir müssen an die Regierung der Vereinigten Staaten telegraphiren und sehen, ob wir ihn nicht angefangen bekommen können. Der getreue Emmanuel d'Harcourt, sein Privatsekretär, ählerete ihm zu: Monsieur le Marechal, Melbourne ist in Australien — nicht in den Vereinigten Staaten. Der Marschall, erstaunt über eine solche Unwissenheit seines Sekretärs, rief aus: le diable d'Harcourt, il sait tout. (Der Teufelsteckel d'Harcourt weiß doch Alles!)

„In gewisser Hinsicht steht Duito, die Hauptstadt von Ecuador, einzig auf der Erde da: sie liegt zum Theil auf der nördlichen, zum Theil auf der südlichen Halbkugel — ein Vorzug den ihr kein anderer Ort streitig machen kann. In Duito geht die Sonne das ganze Jahr über Punkt sechs Uhr auf und Punkt sechs Uhr unter. Man kann dort getrost vergessen, seine Uhr aufzusetzen und braucht dennoch nach keinem Regulator zu sehen, denn diesen erlegt die Sonne durch ihre ununterbrochen abwechselnden Stundenbögen. Außerdem erkennt man an dem Mangel jedes Schattens eines lothrecht stehenden Stabes, daß es genau Mittag ist. Das stimmt freilich alles nur dann, wenn die guten Duitonen nichts von der mittleren bürgerlichen Zeit wissen; denn diese tritt nur während im Jahre mit der Sonnenzeit überein; 361 Tage im Jahre aber ist sie der letzteren stets mehr oder weniger vor oder nach.“

Kindliche Naivität. „Siehst Du, lieber Mann, Du solltest doch, schon der Ersparniß halber, Jägerhemden tragen!“

„Aber, Emilie, Du weißt doch, daß dieselben die ersten drei Tage so jucken!“ Das kann ich nicht ausschließen!“

Minuten (sich dazwischen mischend): „Aber, Papa, da mußt Du das Hemd halt die ersten drei Tage nicht anziehen!“

Angenehme Anklärung. Führer: „Sehen Sie, an dieser Stelle ist vor vielen Jahren ein Reisender von seinem Führer 'untergeworfen worden!' Reisender: „Was welchem Grunde?“ Führer: „Was weiß ich... er wird ihm halt auch von dem ausbedungenen Lohn haben abgewandten wollen, wie Sie's grad' probirt haben!“

„Also acht Reisenden haben Sie jetzt, Herr Professor? Wie ich Sie in früheren Jahren mal besuchte, waren's wohl noch nicht so viel?“

„Das mag sein... aber unter vier sind's nie gewesen!“

Anspielung. Pfarrer (zum Förster): „... Sie hätten Ihrem Sohne einen Dauslehrer für Latein und Griechisch? Ich hätte gedacht, im Latein könnten Sie ihm selbst ganz gut nachhelfen!“

Zu viel verlangt. „Wissen Sie nicht, daß Sie mich zu grüßen haben?“

„Bereichen Sie, Herr Lehrer, ich bin kurzweilig.“

„Dann hätten Sie einfach näher kommen sollen!“